

TALiteratur

Magazin für Literatur und Kultur aus dem Bergischen Land

Nr. 3 * Ausgabe 01/2008 *** ISSN 1865-1143**

KUNST & MUSEUM:

Renoir und "sein" Impressionismus +++ Die Himmelscheibe von Nebra

TV & DVD:

Battlestar Galactica +++ Heroes

LITERATUR:

Gedichte & Kurzgeschichten

u.v.m.



Liebe Leserinnen und Leser,

vorwegschicken möchte ich einen leicht verspäteten Neujahrsgruß mit den besten Wünschen für das Jahr 2008! Wieder ist es soweit, die nunmehr dritte Ausgabe unseres Online-Magazins **TALiteratur** ist fertig.

Erneut haben wir ein vielschichtiges Programm aus den unterschiedlichsten Bereichen der **Kunst und Kultur** zusammengestellt, das für jeden etwas bieten sollte – von der Museumsausstellung über TV-Serieninfos ist bis zur Buchrezension eine Menge dabei.

Der Literaturteil präsentiert neben **neuen Kurzgeschichten** in dieser Ausgabe ein weiteres mal Gedichte der Gast-Autoren **Melanie Grund** aus Remscheid und **Peter Fischer** aus Bremen – letzterer hat übrigens erst kürzlich den **Lyrik-Preis** der Kollegen der Zeitschrift "Dulzinea" erhalten, wir gratulieren.

Aus persönlichen Zeitgründen muss in dieser Ausgabe leider der Kommentar wegfallen: **Worte zum Quartal**, erst recht resümierende zum vergangenen Jahr 2007, gäbe es zwar sicherlich eine ganze Menge zu sagen, sei es hinsichtlich der Innen- oder Außenpolitik, den Ergüssen hiesiger TV-Sender oder sonstigem Klatsch, der es leider immer wieder auf manche Titelseiten schafft. Roland Koch, Angela Merkel, Eisbär Flocke, Nokia, Strom- und Ölpreise, Banken- und Börsenwirrwarr, Möchtegern-Karneval, Tom Cruise und seine Scientologen-Freunde, Integrationsdiskussion, Dschungelcamp, US-Wahlkampf – um nur ein paar Stichworte zu nennen –, zu bereden gäbe es jede Menge, nur manchmal muss man aus Termingründen vor der Fülle von Themen kapitulieren, und dann sagt man zu alledem am besten gar nichts – ist meist auch besser für's Herz...

Als Herausgeber möchte ich mich an dieser Stelle erneut kurz an interessierte Autoren wenden und ein weiteres Mal den Aufruf zur **Teilnahme in Form literarischer Texte** wiederholen - auf dass wir dieses Magazin noch facettenreicher gestalten können!

In diesem Sinne, **viel Spaß bei der Lektüre** - ob am Monitor oder in ausgedruckter Variante!

Herzlichst,

Ihr

Roman Möhlmann

Inhalt dieser Ausgabe



Blickpunkt: Kunst & Museum

Renoir und „sein“ Impressionismus	Seite 4
Eine Scheibe vom Himmel... aus Nebra	Seite 5

Blickpunkt: Kino, DVD & TV

TV & DVD: Battlestar Galactica	Seite 6
TV & DVD: Heroes	Seite 7

Blickpunkt: Lesen

Thomas Glavinic: „Das bin doch ich“ - Rezension	Seite 8
--	----------------

Kurzgeschichten und Gedichte

Melanie Grund	
„So wie Du“	Seite 9
„Meine Liebe“	Seite 10
Peter Fischer	
„Zeitfragen“	Seite 11
„Kurzer Winter“	Seite 11
Roman Möhlmann	
„Die letzte Hilfe der Elfen“	Seite 12
„Der Aurora-Befehl“ (Teil 3)	Seite 16

Letzte Seite

Vorschau und Impressum	Seite 19
-------------------------------	-----------------

Renoir und „sein“ Impressionismus

von Myriam Konrad

Mit „Renoir und die Landschaft des Impressionismus“ kann das Wuppertaler Von der Heydt-Museum auf eine mehr als erfolgreiche Ausstellung zurückblicken – aus kunsthistorischer wie auch aus monetärer Sicht.

Mit dem Impressionismus entstand im letzten Drittel des 19. Jahrhundert eine völlig neue Art der Malerei. Die Künstler arbeiteten nun nicht mehr in ihrem Atelier, sondern gingen hinaus in die Natur. Ihr besonderes Anliegen war es, die Stimmung des Augenblicks einzufangen und den Einfluss des Lichts auf ein Motiv darzustellen. Um dies zu erreichen, bedienten sich die Maler kräftiger heller Farben, die mit sichtbar kurzer und verhältnismäßig grober Pinselführung aufgetragen wurden.

Einer der Hauptvertreter dieser neuen Kunst war Auguste Renoir (1841-1919). Neben seinen vorrangig bekannten Frauen- und Mädchenporträts schuf der Maler auch zahlreiche Landschaftsbilder.

Die Ausstellung „Renoir und die Landschaft des Impressionismus“ vom 28. Oktober 2007 bis zum 27. Januar 2008 im Wuppertaler Von der Heydt-Museum widmete sich vorrangig den Landschaften aus Renoirs spätem Werk. Diese zeigen, wie sich der Künstler im fortgeschrittenen Alter immer mehr von einer gegenständlichen Malerei abwendet.



Renoir, Two sisters (on the terrace), 1881; Mr. and Mrs. Lewes, Larned Coburn Memorial Collection, The Art Institute of Chicago



Auguste Renoir
Landschaft bei Cros-de Cagnes
Von der Heydt-Museum

Den insgesamt 60 Werken Renoirs wurden zudem 40 Bilder von Künstlern gegenübergestellt, die seine Kunst beeinflussten – wie Courbet und Manet –, sowie von Weggefährten und Freunden wie Monet und Cézanne.

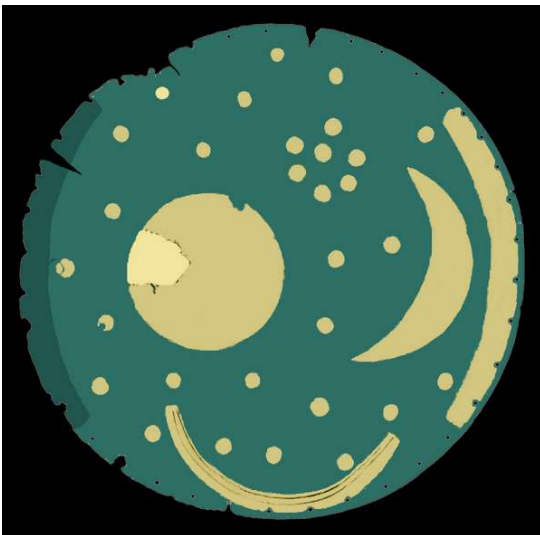
Die Ausstellung gewährte den über 90.000 Besuchern einen interessanten Einblick in die meist weniger bekannte Kunst Renoirs, auch wenn es für den unbedarften Besucher fast überraschend wirken mag, dass die Originale in Sachen Farbvielfalt und auch „Kitschigkeit“ ihre Nachdrucke in Broschüren und Katalogen noch übertreffen...!

Eine Scheibe vom Himmel...

von Roman Möhlmann

Die Himmelsscheibe von Nebra - ein ureuropäisches Artefakt aus tiefster Bronzezeit - gibt überraschende Aufschlüsse über die astronomischen Kenntnisse unsere frühzeitlichen Vorfahren - und birgt noch jede Menge Rätsel für die Forschung.

Die Himmelsscheibe von Nebra (Kleinstadt in Sachsen-Anhalt) wurde 1999 entdeckt und ist einer der wichtigsten archäologischen Funde des vergangenen Jahrhunderts. Die mit Goldapplikationen versehene Bronzescheibe zeigt die weltweit bislang älteste konkrete Darstellung des Kosmos. Vor etwa 3600 Jahren wurde die Himmelsscheibe zusammen mit weiteren Artefakten auf dem Gipfel des Mittelberges bei Nebra niedergelegt.



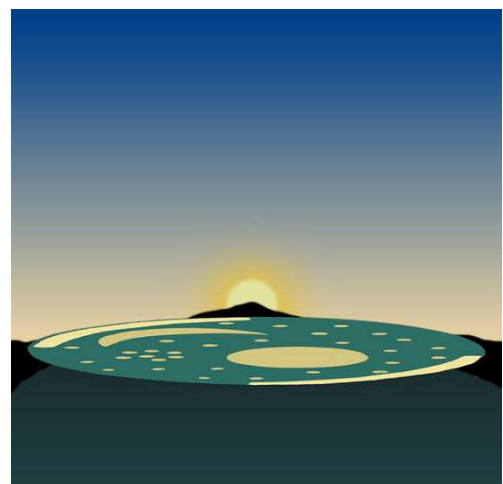
Welche astronomischen Kenntnisse könnten hinter der Himmelsscheibe stehen? Die dargestellten Himmelskörper werden zurzeit jedenfalls als Memogramm einer Schaltregel zur Harmonisierung von Sonnen- und Mondkalender gedeutet. Die später hinzugefügten Horizontbögen scheinen den Horizontdurchlauf der Sonne wiederzugeben. Neben den Gestirnen erscheint zudem ein Schiff als eine Art „mythisches Element“ in seiner Fahrt über den Himmelsozean. Der Schatz von Nebra ist im übrigen einer von zahlreichen Hortfunden, die in der Bronzezeit in ganz Europa als Opfergaben deponiert wurden.

Im Sommer und Herbst letzten Jahres gastierte im Mettmanner Neanderthal-Museum unter dem Titel „Ein Himmel auf Erden“ eine Sonderausstellung zum

Thema Himmelsscheibe – und bereicherte das ohnehin top-ausgestattete und äußerst empfehlenswerte Museum für Naturkunde und Vorgeschichte um eine weitere hochinteressante und spannende Komponente.

Die Ausstellung bot eine perfekte Masterkopie der Himmelsscheibe von Nebra und ihrer Beifunde. Funde aus mächtigen Grabanlagen, umfangreiche Bronzeschätze, Goldschmuck und einzigartige Prunkwaffen bezeugten den Reichtum der Frühbronzezeit. Exzellente Modelle, Rekonstruktionszeichnungen, Filme und Fotografien ergänzten die Exponate und erweckten das Zeitalter der Himmelsscheibe erneut zum Leben.

Aufschluss gegeben wurde übrigens nicht nur über die archäologischen Hintergründe, auch die ereignisreiche, fast schon filmreife Grabräuber- und Fahndungsgeschichte um ihre Entdeckung und Verfolgung in den Jahren 1999-2002 wurde anschaulich beleuchtet. „Ein Himmel auf Erden“ ist eine Wanderausstellung des Landesmuseums für Vorgeschichte, Halle.





TV & DVD

Die Offenbarung: Battlestar Galactica – “re-imagined”

von Roman Möhlmann

„Battlestar Galactica“ – zu deutsch: „Kampfstern Galactica“ – diesen Science-Fiction-Kosmos kennen viele von uns noch als klassische 80er-Jahre –Serie mit Lorne Greene und Dirc Benedict, ein unterhaltsames, jedoch nicht immer ganz überzeugendes Weltraumabenteuer aus einer Zeit, in der „Star Wars“ das Genre dominierte.

Seit 2003 sieht die Sache anders aus, neuer, frischer, vielschichtiger. Ein fähiges Team um Produzent und Drehbuchautor Ronald D. Moore setzte sich seinerzeit an eine „Re-Imagination“, eine Neubearbeitung des klassischen Stoffes, und schuf mit seiner Vision von „Battlestar Galactica“ nicht nur eine völlig eigenständige Drama-Show, sondern zudem das zeitgemäßeste Stück Science Fiction, das die Welt von heute sich vorstellen kann.

Aus der „alten“ Serie wurden dabei lediglich grobe Inspirationen übernommen – einige Namen und Settings – alles weitere wurde einer vollständigen Frischzellenkur unterzogen zu einer Sternensaga gemacht, die sich irgendwo zwischen Shakespeare und modernem Politthriller bewegt.

Kurz zur Handlung: In einem entfernten Sternensystem entgeht nur ein kleiner Teil der Menschheit einem völligen Holocaust, als die Maschinenrasse der Cylonen die zwölf Menschenkolonien in einem überraschenden und zugleich verheerenden Großangriff attackiert. Angeführt vom letzten verbliebenen Großkampfschiff der Flotte, der titelgebenden *Galactica*, suchen die Überlebenden von nun an nach der verschollenen, nur aus Legenden bekannten letzten Kolonie – dem Planeten namens Erde.

Diese Ausgangshandlung, ausgebreitet in einer als Pilotfilm fungierenden dreieinhalbstündigen Miniserie, bildet jedoch lediglich das Grundgerüst für alles, was in den folgenden Serienstaffeln noch kommen soll. Ganz auf tiefgründige Handlungsbögen, intelligente Dialoge, packende Atmosphäre und glänzende Schauspieler setzend, entfaltet das neue „Battlestar Galactica“ ein wahres Panorama an anspruchsvoller Unterhaltung – persönliche Tragödien, politische Intrigen, Infiltrationsängste (in bester Post-11.-September-Manier), moralische Fragen, mythisches Entdeckertum, religiöser Fanatismus – alles wird absolut glaubhaft und ehrgeizig behandelt. Dahinter steht ein groß angelegter, epischer Handlungsbogen, der jede andere SpaceOpera in den Schatten stellt. Passende Musik, beste Regie- und Kameraarbeiten sowie die völlig konkurrenzlosen Spezialeffekte sorgen zusätzlich dafür, dass die „Battlestar Galactica“ von der Times und anderen renommierten Presseorganen zu einer der besten Serien aller Zeiten gekürt wurde – Science Fiction für Genießer, sozusagen.

Im hiesigen TV strahlt RTLII die Serie aus, weitaus mehr zu empfehlen ist wie üblich jedoch der direkte Griff zur DVD, hier sind bereits neben der Pilotserie die Staffeln 1 bis 3 sowie der Film „Razor“ erschienen – die finale vierte Staffel wird in den USA ab Ostern 2008 ausgestrahlt. Wir freuen uns – wenn natürlich auch mit etwas Wehmut – schon jetzt auf ein sicher grandioses Ende einer grandiosen Serie!





TV & DVD

Die Enttäuschung: Heroes

von Roman Möhlmann

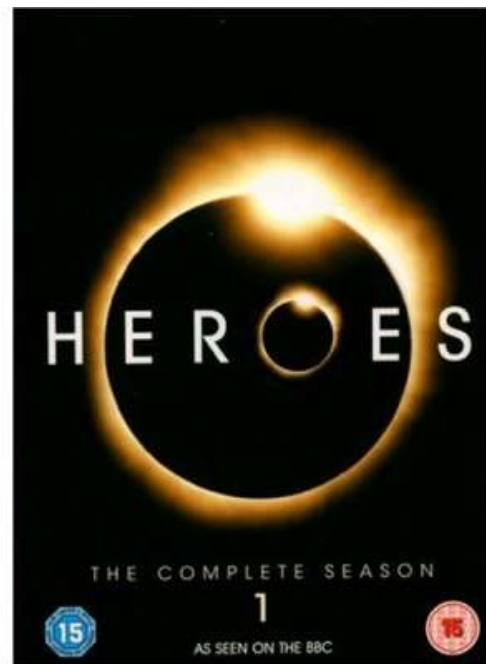
Im Vorfeld mit großem Hype versehen, entpuppt sich eine moderne Superheldenserie als die Enttäuschung der TV-Saison.

Ohne die bunten Anzüge der meisten Superhelden-Kollegen der Comic-Welt wollten die "Heroes"-Macher um Tim Kring und Co. aus ihrer Serie ein Drama machen, das sich vor allem auf die menschlichen Seiten ihrer anfangs unfreiwilligen Protagonisten konzentriert. An sich möglicherweise keine schlechte Idee, könnte man meinen - wenn die Ausführung nicht bedauerlicherweise so unglaublich verkorkst geraten wäre.

Grundideen wie die Superheldenkräfte als natürliche Mutation - als evolutionäre Anpassung sozusagen -, das langsame Kennenlernen der einzelnen Fähigkeiten, sowie die Verschwörungskomponente und auch der Plot um den Serienkiller Sylar machen auf dem Papier natürlich eine gute Figur; das alles nützt natürlich nichts, wenn die Ausführung dermaßen daneben geht wie leider im vorliegenden Fall.

Bei "Heroes" hapert es denn nun mal an allen Ecken und Enden: Der Plot entfaltet sich gähmend langsam, die Figuren verhalten sich bestenfalls klischeehaft, meist sogar völlig unglaubwürdig, die Qualität der Drehbücher schreit in Sachen Dynamik, Logik und Ausgewogenheit zum Himmel, und selbst die Technik kann es trotz aller Mühen kaum rausreißen. Zu ermüdend ist die Entwicklung der Serie, zu wenig Identifikationsmöglichkeiten bieten die lieblos gezeichneten Abziehbild-Figuren, zu sehr stoßen immense Logiklücken auf, als das "Heroes" wirklich Spaß machen könnte.

Man möchte die Serie lieber mögen, als man ehrlich kann. Das ist schade, jedoch nicht zu ändern. Wenn man alle Gehirnzellen und jeden Anspruch abschaltet, mag "Heroes" gefallen als leidlich unterhaltsame Teenager-Mystery-Show (und selbst da gibt es mit „Smallville“, „Supernatural“ oder – allerdings fantasyfrei – „Veronica Mars“ brauchbarere Alternativen) - mehr drin ist jedoch nicht, leider. Soviel kann zumindest zu Staffel 1 gesagt werden; in der zweiten Runde müsste die Serie schon einen gewaltigen qualitativen Schritt in allen Bereichen zulegen, um in höhere Wertungsgefilde aufzusteigen.



Thomas Glavinic: „Das bin doch ich“ - Rezension

von Myriam Konrad

Auf dem Literaturmarkt unserer Tage steht der Leser einer gewaltigen Anzahl an Werken gegenüber. Aber welchen Weg muss eines dieser Bücher nehmen, bis wir es im Buchhandel in Händen halten können? Wie sieht das Leben eines Schriftstellers aus? Thomas Glavinic versucht seinen Lesern einen Einblick in dieses Leben zu verschaffen. Dabei nimmt er keinen Starautoren zum Beispiel, sondern sich selbst: einen jungen Autoren, bei dem der wirkliche Ruhm noch auf sich warten lässt.

Mit „Das bin doch ich“ erzählt Glavinic keine in sich geschlossene Geschichte, vielmehr gewährt er seinem Leser einen episodenhaften Einblick in die Welt des Literaturbetriebs. Jedoch thematisiert der Erzähler dabei kaum die Zeit des aktiven Schreibens an einem Projekt, sondern die Zeit danach, die Zeit des Wartens und des Zweifelns, ob das neue Werk vom Verlag akzeptiert wird und wie es die Kritiker aufnehmen werden. Es ist eine unproduktive Zeit, in der die Tage des Erzählers größtenteils von langem Schlafen und Treffen mit Schriftstellerkollegen geprägt sind und regelmäßig mit einem zu hohen Alkoholkonsum zu Ende gehen. Während der eigene Erfolg noch nicht eingetreten ist, verfolgt der Erzähler die Karriere seines erfolgreichen Freundes Daniel Kehlmann, in dessen Schatten er unentwegt zu stehen scheint und dessen Ruhm ihm nicht zuletzt durch den Kommentar seiner Verwandten „Wann schreibst denn du mal so was?“ aufzeigt, wie weit er noch vom Durchbruch entfernt ist.

Herausstechend in „Das bin doch ich“ ist Glavinics Sinn für Humor. Diesen lässt der Autor auch seinen Ich-Erzähler ständig anwenden, der sich nicht nur unentwegt über seine Mitmenschen, sondern insbesondere auch über sich selbst lustig macht. So ist vor allem zu Beginn des Romans seine Hypochondrie Aufhänger für so manche amüsante Episode, und auch peinliche Situationen werden nicht ausgelassen, wie ein akuter Magenschmerzen, von dem der Erzähler während einer Zugfahrt heimgesucht wird. Jedoch läuft der Roman Gefahr, die Glaubwürdigkeit seines Protagonisten durch den übertriebenen Einsatz humoristischer Mittel und das überzeichnete Darstellen der ihn plagenden Ängste einzubüßen, da es schwer fällt, dessen Verhaltensweisen nachzuvollziehen und nicht als absurd abzutun.

Der von Glavinic beigegebene Witz und die Selbstironie – beides prinzipiell Stärken des Werkes –, trösten zudem nicht darüber hinweg, dass „Das bin doch ich“ weder eine wirklich durchlaufende und in sich abgerundete Handlung zu Grunde liegt noch den Leser mit einer wirklich greifbaren Schlusserkenntnis zurücklässt. Auch lässt der Roman keinerlei Spannung aufkommen, was auch durch den großzügigen Einsatz von Humor nicht zu ersetzen ist.

Im übrigen bleibt bis zum Schluss unklar, inwieweit der Erzähler des Romans tatsächlich mit dem Autor Thomas Glavinic identifizierbar ist, und ob dieser mit seiner Geschichte auch einen authentischen Einblick in sein Privatleben gewähren will. Liegt hier eine gewollte Vermischung von Autor und Erzähler vor? Eine solche Lesart erweist sich auf der einen Seite als interessant, ermöglicht sie doch womöglich, mehr über den Schriftsteller herauszufinden; auf der anderen Seite aber bleibt ein Erzähler ja auch immer ein fiktiver, unabhängig davon, wie unklar eine Trennung zwischen dem Erzähler des Werkes und seinem Autor sein mag.

Thomas Glavinic: „Das bin doch ich“
Verlag Hanser
ISBN: 978-3446209121
19,90 €



So wie Du

So wie Du Dich bewegst
erregst
mich mit Leben füllst
mich verstehst
Hände geschmeidig und weich
an Zärtlichkeit reich
stark und schützend sogleich
so wohnst Du in mir
innig
verzauberst
machst willig
so wie Du für mich bist
ausgleichend, verrückt
entzückt
mich gen Himmel erhebst
ein Stück
so wie Du Dich verhältst
gefällst
Kummer zu Freude entstellst
ein Leben ohne Dich
unvorstellbar für mich
bleib bei mir
flehe ich.

Melanie Grund, im November 2006

Melanie Grund, Remscheid
Mitglied der Schreibwerkstatt „Zwirngespinnste“,
angeschlossen am Theatercollegium Neue Bühne Remscheid

Meine Liebe

Was gut ist für mein Ich
hat sie mir gegeben
hat mich überzeugt
mich mir zurückgegeben
nichts wünsch ich mehr
als dass sie bleibe
meine Liebe
wandelt mit mir gleichen Schrittes
auf einem Pfad der ihrer ist
so geh ich meinen Weg entlang
der offen und ersichtlich ist
meine Liebe
lässt mich wachsen
fügt meinem Leben Sinn hinzu
sucht zu verstehen
löst alle Kriege
meine Liebe
gibt mir die Zufriedenheit
mich frei bei ihr zu geben
mich bei ihr auszuleben
ob ich sie verdiene
meine Liebe
die sich ehrlich eingesteht
dass sie allein von Liebe lebt
und jeden Tag von neuem
darum kämpft
dass sie besteht
nichts wünsch ich mehr
als dass sie bleibe
meine Liebe.

Melanie Grund, 20. Januar 1999

Peter Fischer

Zeitfragen

War es nicht erst gestern, Eheu
Fugaces anno... , dass Ich über die
Glänzenden Knospen Deiner
Hochragenden Brüste strich, Dein
Haar verwühlte und die Rose, die
Schönste, schnitt, Dein Wasser trank,
Grusiniens Tee schlürfte und a
Tergo mich willig dem höllischen Takt
Des schilfernden Lebens beugte? War
Es nicht erst gestern? Eheu fugaces... ?
Reimen sich die Dinge des großen
Ablaufs immer neu? Nun, da die dunklen
Abendschatten länger werden und
Nur noch die Wechsel der
Tage gelingen. Wohin ist der mohnrote
Mund, das Wasser der Rose und das a
Tergo der Zeit mit seinem wehen Glück des
Leicht gestoßenen Atems, den hellen
Lockrufen der schwarzen Milane vom
Hohen Himmel Darguns und dem läppischen
Drehtanz unterm grün umkränzten Maibaum,
Wohin sind die Jahre... ?

Kurzer Winter

Blüte auf Zeit: die kalten
Hecken stehen nun
Weiß auf umbrochenen
Feldern. Ruhe. Die
Asche der Zeit verweht,
Anfang löst sich im Ende
Und Erde und Vorjahr
Werden sich fremd. Der
Richtblock bleibt leer. Sieben
Halkyonische Tage nach der
Wende: Und der Ruf der
Eisvögel weiß schon von
Staubtanz und Fußspur im
Tauenden Lehm

Peter Fischer, geb. 1943 in Suhl/Thüringen, ist Redakteur (Zeitgeschichte/Politik sowie Fernseh-, Theater- und Literaturkritik), Buchautor („Der Schein“, 2004) und Lyriker. 2006 erschien sein Gedicht 'Später Frühling' bei der Brentano-Gesellschaft in Frankfurt am Main.

Er kam nach politischer Haft in der DDR und Freikauf 1975 in den Westteil Berlins, später nach Hamburg. Heute lebt er mit seiner Frau, der Schriftstellerin Kerstin Fischer („Das Gewächshaus“) und Sohn Klemens Kajo in Achim bei Bremen.

Peter Fischer erhielt erst kürzlich den Lyrik-Preis der Zeitschrift "Dulzinea" für seine lyrischen Beiträge aus Anlass eines unter dem Motto "Liebeslyrik" ausgeschrieben Wettbewerbs.

Roman Möhlmann

Die letzte Hilfe der Elfen

Man nannte ihn den Namenlosen Ritter. Nicht, weil niemand seinen Namen kannte. Sondern weil er selbst seinen Namen nicht kannte. Er ritt vom Schloss des Königs fort, hinein in die Tiefen der Wälder, auf dem Weg zum Großen Berg. Er sollte die Elfen suchen. Der König bezahlte ihm gutes Geld dafür.

Seit die Elfen diese Welt verlassen hatten, war es leer und trostlos im großen Reich der Menschen. Seit über einhundert Jahren nun waren die Elfen fort. Und die Magie mit ihnen. Viele Menschen im Reich sehnten sich nach den Elfen, jenen anmutigen Wesen mit ihren wohlklingenden Stimmen und purpurnen Gewändern. Seit es die Menschen gab, gab es auch die Elfen. Sie standen den Menschen hilfsbereit und voller Hingabe zur Seite. Die Menschen wuchsen, gründeten Städte und Reiche, bauten Burgen, Brücken und Schlösser und kümmerten sich umeinander. Und stets waren die Elfen bei ihnen gewesen.

Dann kam der große Krieg. Das Reich der Menschen wurde überrannt von den Kreaturen des kalten Nordens, und viele Städte fielen an den Feind. An die Küsten des Kontinents gedrängt, formierten sich die Menschen neu, und die Elfen standen an ihrer Seite und halfen ihnen mit Zauberkraft und magischen Waffen. Nach zehn Jahren des Krieges wurde der Feind besiegt und über die nördlichen Fjorde zurückgeworfen. Und Friede kehrte wieder ein in den Ländern der Menschen.

Doch mit der Zeit schlichen sich Arroganz, Selbstgefälligkeit und Lasterhaftigkeit bei den Menschen ein. Sie wurden ignorant, ruhten sich auf ihren Errungenschaften aus und wiesen die Ratschläge der Elfen ab. Mit der Zeit spürten die Elfen, dass die Menschen ihre Hilfe nicht mehr wollten. Sie zogen sich zurück in die Wälder, Seen und Berge, und bald traf man nur noch sehr selten auf einen von ihnen.

Als eines Tages nun eine schwere Krankheit über das Reich der Menschen hineinbrach, fand man kein Mittel, um die vielen Kranken zu heilen. Da erinnerten sich die Menschen an die Elfen. Sie suchten sie, in den Wäldern, in den Seen und auf den Bergen. Die Elfen zeigten sich den Menschen, doch auch sie wussten kein Mittel gegen die Krankheit, die so viele Menschen dahinraffte. Da gaben die Menschen den Elfen die Schuld an der Krankheit, fingen sie und sperrten sie ein. Die gefangenen Elfen gingen zugrunde – innerhalb eines Tages. Sie alle wählten den Freitod. Die in Freiheit verblieben Elfen jedoch verließen die Welt über die Ewigen Gestade ins Unbekannte.

Der Namenlose Ritter fragte sich, ob es überhaupt noch Elfen gab. Er glaubte an Elfen, weil er es durch die Legenden so gewöhnt war. Selbst gesehen hatte er eine Elfe nie.

Der Namenlose Ritter dachte über seinen Auftrag und die Elfen nach, während er langsam durch den dichten, düsteren Wald ritt. Seit über einhundert Jahren grassierte die Krankheit nun schon unter den Menschen, und kein Druide, kein Heiler und kein selbsternannter Zauberer hatte bislang vermocht, die Kranken zu retten. Unzählige mussten schon an dieser Krankheit gestorben sein. Unzählige würden folgen. Es stand nicht gut um das Reich der Menschen. Unmut und Neid zwischen Bauern und Städtern, Tagelöhnern und Fürsten, Männern und Frauen bestimmten das Bild, wenn man durch die einst so prächtigen Ortschaften ritt. Von der einstigen Pracht waren nur noch verfallene Bauten, Schmutz und Unrat übrig. Der Namenlose Ritter sollte die Elfen im Namen des Königs um Gnade bitten. Der König war ein alter, gebrochener Mann, aber der erste seiner Familie mit ein wenig Verstand, entschied der Ritter. Wenn es noch Elfen gab, musste man sie um Gnade bitten für den Frevel, den die Ahnen ihrem Volk angetan hatten. Aber der Ritter verstand nicht, was er auf dem Großen Berg sollte, dem höchsten Berg des nördlichen Gebirges, hinter dem die nördlichen Fjorde in die unbekanntenen nordischen Gefilde führten, wohin einst der Feind der Menschen zurückgeschlagen worden war.

Wenn die Elfen doch, wie die Alten es erzählen, über die Gestade entschwunden sind, warum sollten einige noch dort oben auf dem Großen Berg leben?

Der König vertraute in dieser Sache dem Ratschlag eines Mannes, eines alten, bärtigen, weisen Mannes mit stechenden blauen Augen. Alle am Hofe nannten ihn nur „den Alten“. Niemand wusste, woher er kam. Er war schon immer an der Seite des Königs gewesen. Vielleicht hatte er recht.

Die lange Strecke aus den Tiefen des dunklen Waldes hinaus in die Einöde der tristen Tundra vor dem Fuß des nördlichen Gebirges kam dem Ritter wie eine halbe Ewigkeit vor. Er fragte sich, ob das Reich angesichts dieser Krankheit überhaupt gerettet werden könnte. Und ob die Menschen es wert waren, die Hilfe der Elfen zu erleben, jener edlen Geschöpfe, welche sie zuvor so töricht ausgestoßen hatten.

Am Fuß des gewaltigen, scheinbar endlos in den Himmel ragenden Großen Berges musste der Namenlose Ritter sein Ross zurücklassen und zu Fuß die steinigen Grate des Berges erklimmen. Diese Berge mochten seit Urzeiten existieren, lange bevor es Menschen und Elfen und die anderen Geschöpfe der Welt gab. Über Jahrtausende hatte Wind und Wetter diesen Fels gezeichnet.

Der Namenlose Ritter fragte sich, warum gerade er diesen Auftrag erhalten hatte. Der Alte hatte dem König so sehr zugeredet, nur ihn auf diese Reise zu schicken. Warum nur?

Der Namenlose Ritter wusste es nicht, als er nach tagelangem Marsch die letzten Schritte zum Gipfel empor klomm. Doch wusste er, dass er bislang noch keine Elfen gesehen hatte. Niemand war ihm begegnet auf seiner langen Reise.

Die Würde und Schönheit des Felsmassivs und der Ausblick von hier oben beeindruckten den Ritter sehr. Er konnte von hier aus das gesamte Reich überblicken, die Tundra, die riesigen dunklen Wälder, den Hof des Königs. Weit entfernt unter den Wolken waren schemenhaft die Umrisse einiger entlegener Städte zu sehen. Am Horizont zeichnete sich der Ozean und an seinem Rand die Ewigen Gestade ab.

Als der Ritter langsam den letzten Gletscher hinaufstieg, war er neugierig auf den Anblick, der sich ihm auf der anderen Seite des Gipfels bieten würde. Von den eisigen Fjorden und den schneebedeckten nordischen Gefilden hatte er bislang nur gehört.

Doch plötzlich drang ein helles Licht an sein Auge, obwohl er wusste, dass die Sonne am Firmament an anderer Stelle stand. Instinktiv zog er sein Schwert.

„Das brauchst du nicht.“ sagte eine sanfte Stimme, „ich bin nicht dein Feind.“

„Du...!“ entgegnete der Namenlose Ritter mit ungläubigem Blick.

Ihm gegenüber stand der Alte, der Berater des Königs. Sein helles Gewand, sein langer Bart und seine weißen Haare wehten im Wind, und seine blauen Augen wirkten kräftig und sicher. Der Ritter ließ das Schwert sinken.

„Was tust du hier?“ fragte er.

„Ich habe auf dich gewartet. Ich wollte dir etwas zeigen.“

„Hier oben gibt es keine Elfen, nicht wahr?“

Der Alte nickte.

„Warum bin ich dann hier?“

„Sieh selbst.“

Der Alte wies mit der Hand über den Gipfel, und als der Ritter die letzten Schritte getan hatte und den Blick auf die andere Seite des Großen Berges wagte, entgleisten seine Gesichtszüge, und aus Skepsis wurde Furcht und Unsicherheit. Die gesamte Ebene jenseits des Gebirges bis zu den nördlichen Fjorden war bedeckt mit Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden dunkler Krieger und düsterer Kreaturen. Es war eine gewaltige Armee, unentdeckt wartend auf der anderen Seite des Gebirges, unbemerkt von den selbstherrlichen Menschen, die den letzten Spähposten vor über 50 Jahren abgezogen hatten.

„Das kann nicht sein!“ rief der Namenlose Ritter dem Alten zu. „Ich muss die anderen warnen. Aber... es sind so viele... werden sie das Reich der Menschen angreifen? Gegen den Ansturm einer solchen Übermacht können wir nicht bestehen... können wir nicht überleben...“

„Ich habe dich mit Bedacht ausgewählt und hierher geführt.“ erklärte der Alte langsam. Das Licht, das ihn umgab, wurde stärker, und sein Äußeres veränderte sich. Er wurde kleiner, und weiße Schwingen sprossen aus seinem Rücken. Sein Bart fiel ab, doch sein Gesicht blieb auch in dieser anmutigen Gestalt alt. „Ich bin der letzte Elf. Und nun, Namenloser, wisse!“

Der Ritter traute seinen Augen nicht.

„Die Krankheit, die dein Volk dahinrafft“, sagt der Alte, jetzt ein Elf, „wir, die Elfen, haben sie euch gebracht.“

„Dann hatten meine Ahnen recht!“ rief der Ritter wütend.

„Ja, und nein. Die Krankheit ist eine Waffe, die letzte Möglichkeit, die uns einfiel, euch zu retten. Der dunkle Feind vom Norden ist wiedererstanden und erstarkt, wir wussten es schon lange. Aber ihr, ihr hättet nicht zugehört in eurer Selbstgefälligkeit. Der Feind ist viel zu stark, als dass ihr ihn im Kampfe besiegen könntet. Deshalb gaben wir euch diese Krankheit. Der Feind wird dein Volk überrennen, schon sehr bald, und vielleicht werden alle Menschen deines Reiches umkommen. Aber die Krankheit wird sich auf den Feind übertragen und schnell ausbreiten. Sie wird auch ihn dahinraffen. Es ist die einzige Chance, ihn zu schlagen und zu vernichten.“

„Und was soll ich hier?“

„Du musst verstehen. Nimm dir eine kleine Gruppe Menschen, und führe sie in den Süden, zu den Ewigen Gestaden oder den warmen Ländern jenseits der Wüsten. So wird dein Volk letztlich überleben. Wähle klug! Das ist die letzte Hilfe, die wir Elfen euch gewähren.“

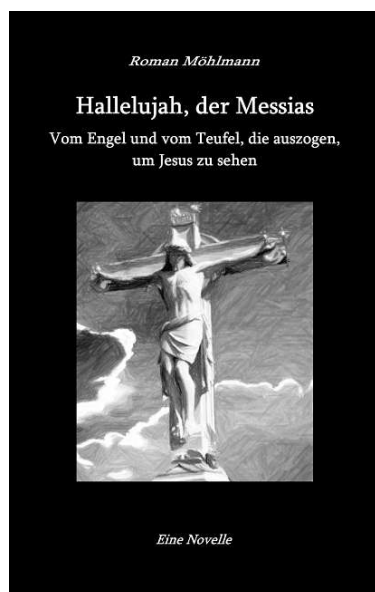
Mit diesen Worten flog der Alte der Sonne entgegen und verschwand.

Der Namenlose Ritter lies seinen Blick nachdenklich in die Ferne schweifen. Ihm missfiel, was passiert war. Ihm missfiel die Bürde, und ihm missfiel, aus fremder Entscheidung handeln zu müssen.

Aber er erkannte die Lage durchaus. Er wusste, dass der Alte recht hatte.

Und er würde seinen Rat beherzigen.

+++ Anzeige +++



Roman Möhlmann

„Hallelujah, der Messias. Vom Engel und vom Teufel, die auszogen, um Jesus zu sehen“

In Bethlehem wird ein Kind geboren, das heranwächst als der Heiland der Welt und sich als solcher schließlich für die Menschen opfert. Ein solches Ereignis ruft Engel und Teufel gleichermaßen auf den Plan – und so treffen in Galiläa der Erzengel Gabriel und der Teufel Mephisto zusammen, um das Leben jenes Messias zu beobachten. Während Jesus von Nazareth lebt und wirkt, folgen ihm der Erzengel und der Höllenfürst – und ihre Gedanken und Fragen stellen sich oftmals als nur allzu menschlich heraus...

Eine Novelle.

ISBN: 978-3833490057
68 Seiten, mit s/w-Illustrationen
6,50 €

Roman Möhlmann

Der Aurora-Befehl

(Teil 3)

Am Horizont dämmerte bereits der Morgen, als Steiger mit zitternden Lippen auf den roten Laserpunkt, der nahezu bewegungslos auf seiner Brust ruhte, und dem Hubschrauber hin und her blickte. Er atmete tief durch. Das ganze kam ihm wie eine halbe Ewigkeit vor. Er hatte das Gefühl, jeden Rotorschlag des Helikopters einzeln hören zu können.

„Steiger!“ brüllte Kreysler von weiter hinten auf dem Dach des Parkhauses, und der Angesprochene fuhr herum.

Dann schien es still in der Welt zu werden, bis auf zwei Schüsse, die durch die Nacht hallten. Verdutzt sah Steiger dabei zu, wie Kreysler sich an die Brust fasste und zusammenbrach. Dann spürte er selbst ein eigenartiges Gefühl in seinem Oberkörper. Steiger merkte noch, wie er kraftlos zu Boden stürzte, doch ihm wurde schwarz vor Augen, bevor sein schlaffer Körper den Boden erreichte...

Einige Stunden zuvor...

„Und, wie war es für dich?“ fragte die nackte Frau, die sich neben Steiger im rosafarbenen Bett rälkelte.

„Nicht schlechter als sonst auch.“ seufzte Steiger und griff nach einem halbvollen Glas Cognac. „Na vielen Dank.“ Die Frau verzog genervt die Miene, schob die dünne Decke zur Seite und schwang sich aus dem Bett. „Und, was hast du heute noch vor?“

Steiger grunzte nur verächtlich, antwortete aber nicht.

„Dann kannst du vielleicht noch eine Weile bleiben...“ fragte die Frau vorsichtig.

„Vielleicht gehe ich noch spazieren. Mal sehen. Bleiben werde ich jedenfalls nicht.“

Die Frau verdrehte patzig die Augen, konnte ihre Traurigkeit aber nicht verbergen. Als sie sich schließlich zum Duschen ins Bad zurückgezogen hatte, zog Steiger sich an, warf ein Bündel Geldscheine auf die Nachtkonsole und verließ das Appartement, ohne sich zu verabschieden. Er sagte nie „auf Wiedersehen“.

Draußen umwehte ihn der kühle Wind des späten Abends.

Steiger atmete tief durch, schüttelte den Kopf und seufzte. Dann versenkte er beide Hände in den Taschen seines Mantels und machte sich zum Stadtpark auf.

Vorbei an heruntergekommen Häuserfassaden, qualmenden Gullydeckeln und Mitleid erregenden Figuren, die ihn vom Straßenrand aus anbettelten, schlenderte Steiger den Bäumen und Wiesen entgegen, die hier, im Moloch der Großstadt, zumindest einen Hauch von Natur und Freiheit zu spenden versuchten.

Steiger mochte den Park. Es war nicht die einzige Parkanlage der Stadt, wohl aber die größte und schönste, und früher hatte Steiger hier viel Zeit verbracht, vor allem in den Mittagspausen und nach der Arbeit. Die Seerosenteiche, die kleinen Entenhäuschen, die Skulpturen verdienter Stadtbewohner der letzten Jahrhunderte, all dies hatte Steiger schon immer gefallen.

Gedankenversunken schritt er auf weichen Kieswegen durch die Parkanlage, die um diese späte Uhrzeit fast menschenleer war. Er wandte sich an einer Kreuzung voller Rododendornbüsche nach rechts, um durch eine bestimmte Allee zu spazieren, die von großen Birken gesäumt war, deren helle Rinde sie auch im Abendlicht weiß und schön erscheinen ließ. Vor ein paar Minuten hatte er am Rande einiger botanischer Beete ein paar Schüler mit ihren Eltern gesehen, die eine Schnitzeljagd zu veranstalten schienen. Seitdem war ihm niemand mehr begegnet.

Gerade wollte Steiger sich auf eine alte Holzbank zwischen zwei altertümlich anmutenden Laternen setzen, da hörte er ein Ächzen aus der Richtung einiger Büsche. Er kniff die Augen zusammen und starrte ins dämmerige Licht.

Plötzlich stürzte ein Mann wankend aus den Schatten, und Steiger fuhr zusammen. Der Mann sah Steiger, und sein panisches Gesicht schien kurzzeitig zu einem erleichterten zu werden.

„Sie da... bitte helfen Sie mir!“ stammelte der Mann und hustete, „bitte!“

Steiger fing den Mann auf, der erschöpft auf ihn zu fiel.

„Meine Güte, was ist los mit Ihnen?“

„Wir haben... nicht viel Zeit! Sie sind hinter mir her. Hören Sie mir genau zu. Bitte!“ jappste der Mann, „mein Name ist Prometheus. Ich bin in einer wichtigen Mission unterwegs, einer Mission, in der es um die Sicherheit und das Schicksal unseres Landes geht..!“

Plötzlich brach der Mann, der sich Prometheus nannte, sichtlich geschwächt zusammen. Steiger kniete sich neben ihn.

„Sie müssen meinen Verbündeten das Codewort übermitteln!“ flüsterte der Mann hastig, „die Sache ist von äußerster Wichtigkeit! Das Codewort lautet AURORA! Merken Sie es sich, ich flehe Sie an! Man wird sich an Sie wenden – hier, nehmen Sie dies an sich!“

Der Mann griff in seine Jackentasche, holte ein Mobiltelefon hervor und drückte es mit zitternden, schweißnassen Fingern Steiger in die Hand.

„Was soll das?“ fragte Steiger irritiert, dann bemerkte erst er das Blut, von dem der Oberkörper des Mannes in seinen Armen überströmt wurde.

„Warten Sie!“ drängte Steiger, „was ist los mit Ihnen? Einen Augenblick, ich rufe einen Krankenwagen, und die Polizei!“

„Nein, nein, bloß nicht!“ Er blickte Steiger mit panischen Augen an und umklammerte seine Hände. „Tun Sie nur das, was ich Ihnen gesagt habe. Verschwinden Sie jetzt!“

Steiger hörte eilige Schritte und das Rascheln von Blättern und Zweigen aus Richtung der Büsche, aus denen bereits der Verletzte gehumpelt kam.

„Na los!“ zischte der Mann, der sich Prometheus nannte, drängend.

Steiger erhob sich hastig und machte sich davon. Ein, zwei mal blickte er sich noch um, sah einige Schatten aus den Büschen treten, und lief schneller. So schnell er konnte sprintete Steiger vorbei an Parkbänken, Laternen und Baumstämmen in Richtung des nächsten Parkausganges. Nach einer halben Minute vielleicht erklangen in einiger Entfernung zwei Schüsse hinter ihm, die einige schlafende Vögel aufschreckten.

Als er den Ausgang des Parks, einen großen, gemauerten Torbogen, endlich erreicht hatte, verlangsamte Steiger seinen Lauf, zog seinen Mantel zurecht und versuchte, möglichst unauffällig zu wirken, während er ungläubig über das eben Geschehene nachdachte.

An der nächsten Straßenecke stand eine Frau in einem roten Mantel und einem großen, tief ins Gesicht gezogenen roten Hut. Steiger beeilte sich, an ihr vorbeizugehen, doch sie griff nach seinem Arm und fragte mit freundlicher Stimme: „Verzeihung, haben Sie Feuer?“

„Äh, nein, ich habe keine Zeit, entschuldigen Sie.“ antwortete Steiger, wollte weitergehen, doch die Frau hielt ihn fest. Fragend sah Steiger sie an.

„Wie bedauerlich...“ seufzte die Frau, und fragte danach wie selbstverständlich: „Und wie lautet das Codewort?“

Steigers innere Alarmglocke schrillte, doch er versuchte, sich äußerlich nichts anmerken zu lassen. Stattdessen verzog er Augen und Stirn zu einem skeptischen Blick.

„Wie bitte? Welches Codewort? Ich bin nur spazieren gegangen, ansonsten weiß ich nichts.“

Die rot gekleidete Frau biss sich auf die Lippen und schüttelte mitleidig den Kopf.

Steiger wollte sich losreißen, da spürte er einen harten Schlag am Hinterkopf und verlor das Bewusstsein.

Als er erwachte, fand er sich in einem dunklen Raum wieder. Den Geräuschen und den Vibrationen des Bodens zufolge erkannte Steiger schnell, dass er sich im Innenraum eines Kleinbusses oder Lieferwagens befinden musste. Er war an seinen Sitz gefesselt, ebenso wie eine ältere Frau neben ihm und zwei Männer, die ihnen gegenüber saßen.

Zwischen ihnen stand die rote Frau und wedelte energisch mit ihren dünnen Lederhandschuhen.

„Ich frage euch alle zum letzten mal: Wer von euch hat Prometheus getroffen, und wer von euch kennt das Codewort?“

„Bitte, was wollen Sie?“ fragte einer der anderen Männer mit verzweifelter Stimme.

„Wir haben doch alles gesagt...“ erklärte die ältere Frau schluchzend, „wir sind nur Spaziergänger... bitte lassen Sie uns doch frei!“

„Ja... ja!“ sagte Steiger nun rasch, „nur Spaziergänger! Sie müssen uns gehen lassen!“

Die rote Frau knirschte wütend mit den Zähnen, da beugte sich der Beifahrer des Wagens nach hinten und flüsterte ihr zu. Sie tuschelten einen Moment, dann stampfte die Frau wütend mit dem Fuß auf, ließ sich einen Schlagstock geben und schlug den Gefangenen nacheinander in den Nacken. Steiger verlor durch den harten Schlag erneut das Bewusstsein, so dass er gar nicht merkte, wie man ihn auf einer Brücke über einigen Bahngleisen unsanft auf den Bürgersteig warf...

Einige Stunden später...

Steiger kam zu sich. Er freute sich kurz darüber, sich wieder an die verlorene Zeit der letzten Stunden erinnern zu können, dann holte ihn die Gegenwart ein. Das Donnern lauter Rotoren dröhnte über seinem Kopf, und als er nach rechts blickte, sah er den Horizont und weit unter sich die Silhouette der Stadt. Er befand sich in dem Hubschrauber. Als er sich bewegen wollte, bemerkte er, dass eine Spritze aus seiner Brust ragte und man ihn an eine Trage gefesselt hatte.

„Ganz ruhig, mein Freund...“ ertönte die rauchige Stimme, die Steiger bereits vom Telefon kannte, und ein alter Mann beugte sich über ihn. „Wie lautet das Codewort...?“

... wird fortgesetzt. Die Teile 1 & 2 der Geschichte sind in den vorherigen Ausgaben der „TALiteratur“ nachzulesen!

Vorschau

... die nächste Ausgabe unseres Magazins **TALiteratur** erscheint im zweiten Quartal 2008 – unter anderem mit diesen Inhalten:

- à Neuigkeiten aus **Kunst** und **Kultur** im Bergischen Land
- à Informatives aus den Bereichen **Film**, **Entertainment** und **Literatur**
- à **Gedichte** und **Kurzgeschichten**, inklusive der Fortsetzung von „Der Aurora Befehl“

Dabei sein: Texte, Anzeigen und Leserbriefe

Sie möchten eine Kurzgeschichte oder ein Gedicht im Magazin **TALiteratur** veröffentlichen?

TALiteratur versteht sich als Magazin für Literatur und Kultur aus dem Bergischen Land. Interessierten Autoren, Nachwuchs-Schriftstellern und Hobby-Schreibern möchten wir grundsätzlich die Möglichkeit einer Veröffentlichung von Kurzgeschichten und Gedichten anbieten. Gerne prüfen wir Ihre Vorschläge und Einsendungen, die Sie bitte als Word-Dokument an beitrag@taliteratur.de oder postalisch an die unten genannte Redaktionsadresse senden (eingesandte Manuskripte können leider nicht zurückgeschickt werden). Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Sie möchten eine Anzeige im Magazin **TALiteratur** schalten?

Bitte setzen Sie sich über die E-Mail-Adresse anzeigen@taliteratur.de mit uns in Verbindung, wir kommen dann schnellstmöglich auf Sie zu und besprechen alles weitere!

Sie möchten einen Leserbrief schreiben?

Dann ist leserbrief@taliteratur.de ist die richtige Adresse!

Impressum

TALiteratur

erscheint 4x jährlich bei

Roman Möhlmann, TALiteratur
Heckinghauser Str. 43
42289 Wuppertal
Telefon +49 (0) 202 281 93 94
E-Mail: info@taliteratur.de
www.taliteratur.de

Herausgeber & Chefredakteur:
Roman Möhlmann

Redaktion:
Myriam Konrad

ISSN 1865-1143

Alle Rechte der veröffentlichten Kurzgeschichten und Gedichte bleiben bei den jeweiligen Autoren.

Rechtliche Hinweise:

TALiteratur ist eine periodisch erscheinende, kostenlose Publikation und geistiges Eigentum der Redaktion.
Bei direkten oder indirekten Verweisen auf fremde Webseiten, sog. „Hyperlinks“, die außerhalb des Verantwortungsbereiches der Herausgeber liegen, würde eine Haftungsverpflichtung nur dann in Kraft treten, wenn die Herausgeber von den Inhalten Kenntnis hätten und es ihnen technisch möglich und zumutbar wäre, die Nutzung im Falle rechtswidriger Inhalte zu verhindern. Die Herausgeber erklären hiermit ausdrücklich, dass zum Zeitpunkt der Linksetzung keine illegalen Inhalte auf den zu verlinkenden Seiten erkennbar waren. Auf die aktuelle und zukünftige Gestaltung, die Inhalte oder die Urheberschaft der verlinkten oder verknüpften Seiten haben die Herausgeber keinerlei Einfluss. Daher distanzieren sie sich hiermit ausdrücklich von allen Inhalten aller verlinkten oder verknüpften Seiten, die nach der Linksetzung verändert wurden. Diese Feststellung gilt für alle innerhalb der Publikation gesetzten Links und Verweise. Für illegale, fehlerhafte oder unvollständige Inhalte sowie insbesondere für Schäden, die aus der Nutzung oder Nichtnutzung solch dargebotener Informationen entstehen, haftet allein der Anbieter der Seite, auf welche verwiesen wurde, nicht derjenige, der über Links auf die jeweilige Veröffentlichung lediglich verweist.
Gemäß Paragraph 28 Abs. 3 Bundesdatenschutzgesetz wird hiermit die Verwendung von persönlichen Daten dieses Magazins zu Werbezwecken sowie zur Markt- und Meinungsforschung ausdrücklich untersagt. Beachten Sie bitte auch die Hinweise auf unserer Website.